



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

A., F.: Skizzen aus unserm heutigen Volksleben : 10. Die Historia von der ewigen Schulbank.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Skizzen aus unserm heutigen Volksleben.

10. Die Historia von der ewigen Schulbank.



Erster Zeitraum. Natürlich war es Stadtrats Ernst gewesen, und der kleine Supprian hatte darum nachsitzen müssen, was den alten Herrn Supprian mit gerechter Entrüstung erfüllte. Natürlich war die Sache in der Rektorklasse passiert, und das Ende vom Liede waren Klagen und Eingaben. Es ist ja richtig, daß der Herr Rektor ein sehr tüchtiger Lehrer ist, der seine Schule im Zuge hat, wie auch neulich der Herr Superintendent anerkennen mußte, es ist auch richtig, daß der Herr Rektor Schmalz, welcher eine angesehene Bürgerstochter zur Frau hat, eine geachtete Stellung in der Stadt einnimmt. Aber er ist doch zu heftig und rücksichtslos. Nein, alles was Recht ist. Aber Bierfässer! In der Schule Bierfässer! Das muß ja den Charakter der Schüler moralisch untergraben.

Was war denn geschehen? Stadtrats Ernst und „dem Bürgermeister seiner“ und noch ein paar andre hatten die alten morschen Bänke solange malträtirt, bis eine von ihnen zusammengebrochen war. Wie gewöhnlich, war es wieder niemand gewesen; nur über den kleinen Supprian brach das Verhängnis herein, weil dieser sein Vergnügen an dem Vorgange nicht hatte bemeistern können.

Nach dem Unterrichte eilte der Herr Rektor pflichtmäßig zum Herrn Superintendenten. Der Herr Superintendent, ein in der Stadt sehr beliebter Mann, hatte viel zu thun, wickelte sich aber aus seinen Akten heraus und begrüßte seinen lieben Rektor mit seiner in der Stadt so geschätzten und ihm selbst so geläufigen Herzlichkeit. Der Herr Rektor trug seine Sache vor. Die Bänke seien schon seit zehn Jahren schlecht, er habe so oft darauf hingewiesen, jetzt sei eine derselben zusammengebrochen. Was er nun thun solle? Der Herr Superintendent, dem gerade eine schwierige Ablösungssache im Kopfe saß, machte einige allgemeine Bemerkungen über Schulbänke und schloß mit dem Ausdrucke der Hoffnung, daß sein lieber Rektor gewiß das Rechte treffen werde.

Da stand nun mein Herr Rektor Schmalz wieder auf der Straße und war keineswegs gewiß, daß er das Rechte treffen werde. Wenn er noch den Herrn Bürgermeister getroffen hätte, aber der war zu irgendeinem Städtetage gereist.

Was also thun? Für den Nachmittagsunterricht mußten die Trümmer beseitigt werden, was der Schuldiener besorgte. Dann wurden etliche Klassenstühle, Kisten und Küchenmöbel herbeigeschafft und in eine Reihe gestellt. Das gab in der Rektorklasse ein gewaltiges Gaudium; in den Zwischenstunden wurden meisterhafte Barrikaden gebaut und „Bebel“ gespielt, das Ende vom Liede waren Ohrfeigen, Reklamationen und zerrissene Hosen. Zur Strafe ließ der Herr Rektor nun alle Sitzgelegenheiten beseitigen und die Missethäter während des Unterrichtes an der Wand stehen.

Tags darauf brachte das freisinnige „Korrespondenzblatt für Stadt und Land“ eine Notiz etwa folgenden Inhalts: „In unsern Schulen scheint es ja recht munter

zuzugehen. Unfre Jugend muß für das teure Schuldgeld, das wir zahlen, tagelang an der Wand stehen, was doch der Gesundheit nichts weniger als zuträglich sein kann. Wenn freilich unfre Behörden statt zum Rechten zu sehen auf Städte-tagen bankettiren, so kann man sich über so etwas nicht wundern."

Am andern Tage replizirte der „Kreisbote," der Vertreter der Bürgerpartei: „Unfre geschätzte Kollegin kann einmal wieder ihre genugsam bekannte Gepflogenheit, gehässige Unterstellungen zu machen, nicht unterdrücken. . . . Was übrigens Bankette mit Schulbänken zu thun haben, ist uns unerfindlich."

Dies war nun nichts besondres, denn die „Korrespondenz" und der „Kreisbote" lagen täglich im Streite; doch hatte das eben berichtete Geplänkel zur Folge, daß die Bürgerschaft alarmirt wurde, und daß beim Herrn Superintendenten Klagen über die Rektorklasse einliefen. Der Herr Superintendent drückte soviel Bürgerfäuste, als er zwischen seine beiden Hände bekommen konnte, und versicherte innigst bewegt, daß es ihm, wie er zuversichtlich hoffe, gelingen werde, die Uebelstände zu beseitigen.

Er erschien denn auch in der Schule, und richtig, die Bank war nicht da, ihre Trümmer lagen im Holzstalle.

Der Herr Superus bemerkte — anknüpfend an Hiob 19, 10: „Er hat mich zerbrochen um und um" —, es sei allerdings die höchste Zeit, daß die Bank wiederhergestellt werde, und es gehöre zweifellos zu den Obliegenheiten des Rektors, für die Instandhaltung des Inventars zu sorgen.

Sawohl, Herr Superintendent, erwiederte der Herr Rektor stammelnd vor innerer Wut, aber wie, wo, wer? Es rührt ja kein Mensch einen Finger.

Mein lieber Rektor, wenden Sie sich vertrauensvoll an den Herrn Bürgermeister. Er ist mein lieber Freund und wird gewiß alles thun, was in seinen Kräften steht.

Der Herr Bürgermeister ist nicht da, und keiner der Herren Stadträte will etwas in seiner Abwesenheit thun.

Wenn Sie es den Herren nur in der rechten Weise vorstellen, so werden sie ohne Zweifel bereit sein, das nötige zu thun. Adieu. Und weg war er.

Man würde Grund haben, sich über das kühl abwartende Verhalten des Herrn Superintendenten zu wundern, wenn man nicht wüßte, daß der Herr Rektor zur Loge gehört, es auch bisweilen an der mit Recht zu fordernden Devotion zur fehlen lassen. Es ist dem Herrn Superintendenten nicht zu verdenken, wenn er sich für die Angelegenheiten des Herrn Rektors nicht sonderlich erwärmt, wie er es unter andern Umständen gewiß gethan haben würde.

Der Herr Rektor jedoch schäumte vor Zorn, und abends in der Loge machte er seinem Herzen gründlich Luft: Was! eine heitere Zucht! ich renne von Pontius zu Pilatus wie ein Betteljunge und muß demütig bitten, als ob ich nicht das Recht hätte, zu fordern, daß sie mir die Utensilien stellen. Himmeldonnerwetter!

Sei doch gut, Eduard, sagte der dicke Stadtbrauereibesitzer, einstweilen sehest du was andres hin.

Sawohl, was andres! Ich kann doch was andres nicht aus den Fingern saugen! Ich kann keine einzige Bank entbehren, die Gesellschaft sitzt sowieso schon wie die Heringe.

Dann konstruiren wir uns ein paar Bänke. Laß mich nur machen, ich will dir schon was hinbauen.

Das geschah denn auch. Se zwei große und zwei kleine Bierfässer und ein paar darüber gelegte Bretter gaben die schönste Bank ab, und unser dicker Bier-

brauer glänzte im ganzen Gesichte, als er sich sein Werk besah und sich vorstellte, was der Herr Superintendent für eine Miene dazu machen würde. Die „Bierbank“ ward in der That ein „sensationelles“ Ereignis. Auf allen Bierbänken redete man von der Bierbank. Die Wohlgesinnten schüttelten den Kopf, und die Uebelgesinnten machten schlechte Witze, der Herr Superintendent seufzte über den Herrn Rektor, und die Frau Superintendent hatte es schon immer gesagt, daß der Rektor ein gottloser Mensch sei.

Da kehrte der Herr Bürgermeister zurück, und übelgelaunt, wie er ohnehin war, fand er die Eingabe des Rektors vor und außerdem das „Korrespondenzblatt für Stadt und Land,“ in dem die Sache mit dem üblichen Pfeffer und Salz versehen aufgetischt wurde. Aber der Herr Bürgermeister war vor allen Dingen Jurist, d. h. er war ein Verehrer des kontradiktorischen Verfahrens, er sah in allen Nichtjuristen mehr oder weniger Angeklagte und stellte in jeder Sache vor allen Dingen die Rechtsfrage. Er erließ also an den Rektor eine bitterböse Verfügung, worin er ihm eröffnete, daß sein „nicht genügend substanzirtes“ Gesuch zurückgewiesen werde. Zuvörderst sei der Nachweis zu führen, ob die Bank reparaturfähig sei oder nicht. Sodann sei eine Untersuchung anzustellen, wer die Bank zerbrochen habe. Sollte diese Untersuchung ergebnislos ausfallen, so sei der Rektor selbst regresspflichtig, da er für das Inventar aufkommen müsse.

Als der alte Kanzlist Nehm diese Verfügung abschrieb, schob er sie seinem Nachbar zu und sagte: Sehen Sie 'mal, Augustin, nächstens werden wir noch für die Tinte aufkommen müssen, die wir verbrauchen. — Wieso? — Au, auf der Schulbank hat schon mein Vater gefessen.

Der Herr Rektor geriet abermals in eine furchtbare Wut, rannte zu Hinz und Kunz und setzte mit großer Zungengeläufigkeit auseinander, daß die Bank morsch und völlig verbraucht gewesen sei. Die Väter der Stadt konnten das auch nicht leugnen, und da der Dezerent für Kaufsachen versprach, so bald als möglich hinzukommen und den Zustand der Bank zu begutachten, so ließ sich vor der Hand nichts weiter machen.

Nach vierzehn Tagen stellte sich denn auch der Herr Dezerent ein, der ein ganz tüchtiger Zimmermeister war, es aber in städtischen Sachen nicht allzueilig hatte. Zuerst besichtigte man die Stelle, wo die Bank gestanden hatte. Dann begab man sich nach dem Holzstalle. Aber welcher Schreck! Der Unglücksmensch von Schuldiener hatte die Bank zerhackt und verfeuert!

Man kann sich denken, welche schwierigen und weitumfassenden Verhandlungen nun nötig wurden, um aus Indizien festzustellen, ob die Bank reparaturfähig gewesen sei oder nicht. Der Herr Rektor weigerte sich unbedingt, die Bank zu bezahlen, und der Schuldiener, dem natürlich gekündigt wurde, hatte nichts. Erst als bei der weiteren Untersuchung über die Urheber des Bankbruchs immer deutlicher die Figuren von Stadtrats Ernst und „dem Bürgermeister seinem“ aus dem Nebel heraustraten, gewann wohlwölblicher Magistrat die Ueberzeugung, daß die Bänke in der That morsch und ersatzbedürftig gewesen seien.

Zweiter Zeitraum. Nachdem seit der Katastrophe zwei Monate vergangen waren, schickte man sich an, der Neuanschaffung von zwei Schulbänken ernstlich näherzutreten, obwohl Bedenken laut wurden und der Wunsch geäußert wurde, mit der Sache bis zur Aufstellung des nächsten Etats zu warten. Letzteres hatte etwas für sich, denn es verursacht offenbar den geringsten Aufwand von Willensstärke, wenn man eine Sache verschiebt. Wenn nur nicht die fatalen Bierfässer gewesen wären, welche der hoshafte Bierbrauer und Freund des Herrn Rektors

der Stadt zum Hohn ruhig in der Klasse stehen ließ. In der nächsten Magistrats-sitzung stand die Schulbank auf der Tagesordnung. Leider konnte der Gegenstand nicht zur Erledigung gebracht werden, weil der Herr Dezernent für Bausachen fehlte. In der nächsten Sitzung handelte es sich um Einquartierungsangelegenheiten, welche dringlich waren, dann aber ging man auf die Bankfrage ein. Der Herr Bürgermeister gab aus den Akten ein liches Exposé, und die Diskussion beleuchtete die Frage von allen und noch etlichen Seiten. Der Beschluß ging dahin, daß a) die Bank neubeschafft werden sollte, b) der Herr Zimmermeister Engelmann den Auftrag erhalten sollte, einen Anschlag auszuarbeiten.

Acht Tage später gingen die Akten an den Stadtverordnetenvorsteher Herrn Buchhändler Billa ab, und vierzehn Tage später, also bereits in der nächsten Sitzung, stand die Schulbank auf der Tagesordnung der Stadtverordneten.

Dritter Zeitraum. Vor den Augen beratender und beschließender Versammlungen giebt es für wichtig oder unwichtig einen andern Maßstab als sonst in der Welt. Es kommt nämlich nicht darauf an, was eine Sache ist, sondern was sich daran anknüpfen läßt. Beim Gas- oder Steueretat läßt sich nicht viel sagen, da handelt es sich um feste Zahlen, darum werden solche Etats schnell erledigt. Aber eine Schulbankfrage trägt ihre enorme Wichtigkeit an der Stirn geschrieben. Nicht allein, daß hier sämtliche städtische Angelegenheiten, das Prinzip der Verwaltung, der Schulneubau, die Gehaltszulage des Bürgermeisters, sowie die Tapezierung der guten Stube in der Superintendentur von selbst in das Gebiet der Debatte fallen, diese Frage ist auch geeignet, die Parteien zu alarmiren und die Leidenschaften zu entfesseln. In unsrer Stadt — doch wozu soll ich den Namen noch länger verschweigen, da ihn der aufmerksame, in Mitteldeutschland einigermaßen bekannte Leser ohnehin erraten würde — also in Hinneburg gab es in der Stadtverordnetenversammlung zwei Parteien, welche sich schroff gegenüber und zu einander im Verhältnis von 13 zu 11 standen. Die dreizehn bildeten die sogenannte Bürgerpartei, die Partei der Ordnung, des Bürgerfinnes und des anständigen Einkommens. Die andern hießen die Gemeinnützigen nach dem von ihr gegründeten „Verein für gemeinnützige Zwecke.“ Es bezeichnete die Gefinnungs-niedertracht der Bürgerpartei, daß ihre Mitglieder das Wort „gemeinnützig“ mit gehässiger Betonung auszusprechen pflegten.

Nach diesem Stimmenverhältnisse und da die Versammlung vollzählig erschienen war, konnte das Resultat der Abstimmung nicht zweifelhaft sein. Die Bürgerpartei war bereit, die Position für die Bank zu bewilligen, in dem Bewußtsein, die teuersten Güter des Vaterlandes gegen die „Gemein“-nützigen zu verteidigen zu müssen. Die Letzgenannten wußten, daß sie überstimmt werden würden; aber umso höher ist der Mannesmut zu achten, wenn er unter solchen Umständen „unentwegt“ auf seinem „Nein“ besteht. Hat man doch die Genugthuung, den Gegnern das Leben gründlich verbittern zu können, und ist doch nicht die Möglichkeit ausgeschlossen, daß einer der Gegner umkippt oder Nasenbluten bekommt, und dann triumphirt Freiheit und Recht gegen Finsternis und Lüge. Alles in allem war es nicht unmöglich, die Verweisung der Position in eine gemischte Kommission durchzusetzen, was einem halben Siege gleichkam. Hinter der Barriere saßen neben einigen Straßengestalten, welche sich gratis wärmten, die Vertreter der öffentlichen Meinung, die Redakteure der beiden Zeitungen; sie spitzten die Bleistifte und überlegten im Stillen die Malicen, welche sie sich im Berichte des nächsten Tages gegenseitig serviren wollten.

Nach einigen andern Gegenständen, welche nur geteilte Aufmerksamkeit fanden, räusperte sich der Herr Vorsitzende, nahm seine ereignissschwangerste Miene an und sprach: Meine Herrn. (Bewegung.) Wir kommen jetzt zu der Vorlage des Magistrats, die Anschaffung einer neuen Schulbank betreffend. (Bravo! Gelächter bei den Gemeinnützigen.) Der Herr Bürgermeister hat das Wort. Der Führer der Gemeinnützigen holte sogleich die Städteordnung hervor und fing an mit nervöser Eile darin zu blättern, während seine Mienen von Gesetzeskunde und schneidender Kritik förmlich triefen. Der Herr Bürgermeister lieferte, wie nicht anders zu erwarten war, in geschäftsmäßigem Tone ein klares Exposé, wobei nur der eine Punkt nicht recht deutlich wurde, wer eigentlich die Bank zerbrochen hatte, und schloß mit der Forderung von dreißig Mark für eine neuanzuschaffende Bank.

Es entstand eine kurze Pause, die Stille vor dem Sturm. Da keiner redete, erhob sich der gute alte Bürger und Bäckermeister Wieprecht und erklärte: Nu, meine Herren, ich denke, wir bewilligen die Position. Wir sind alle einmal jung gewesen, und wenn wir was zerbrochen hatten, dann ist es wieder gemacht worden, worauf der Herr Stadtverordnete Rodiger erwiderte: Ja, meine Herrn, was Herr Wieprecht eben gesagt hat, ist ganz gut, aber es entsteht doch die Frage, ob wir nicht alle Bänke der Rektorklasse neu machen lassen.

Hiergegen bemerkte der Herr Stadtverordnete Klumbusch: So wohlgemeint dieser Vorschlag auch sei, er müsse es doch für Verschwendung halten, jetzt Bänke anzuschaffen, da der Schulneubau bevorstehe, und man das Haus nicht nach den Bänken, sondern die Bänke nach dem Hause einrichten müsse. Er beantragte daher, den Magistrat aufzufordern, endlich den Plan und Kostenanschlag des Schulneubaus vorzulegen.

Der Herr Bürgermeister hatte gegen den letzten Antrag nichts einzuwenden, vorausgesetzt, daß die erforderlichen Mittel bewilligt würden, worauf der Herr Stadtverordnete Schreyer (Führer der Gemeinnützigen) zu wettern anfing: So? Das sind ja nette Dinge, die man hier zu hören bekommt. Herr Wieprecht fordert die Söhne der Bürger auf, ihren Uebermut an städtischem Eigentum auszulassen (Heiterkeit links), Herr Rodiger will von der Sache erst dann etwas hören, wenn sie fünfhundert Mark kostet, und Herr Klumbusch will aus lauter Sparsamkeit eine neue Schule bauen. (Erneute Heiterkeit.) Daß der Herr Bürgermeister nichts dawider hat, städtische Mittel zu verbrauchen, nimmt uns weiter nicht wunder. (Mit erhöhter Stimme und einem aufmunternden Seitenblicke nach dem Plage, wo der Referent des „Korrespondenzblattes“ mit wütender Eile schreibt:) Die Steuerzahler unsrer Stadt mögen sich vorsehen. Die Bürgervereiner wollen einmal wieder mit dem Gelde des kleinen Mannes die Großmogel spielen. Aber soweit sind wir noch nicht. Halten Sie den Daumen auf den Beutel, bewilligen sie keinen Groschen, den die Herren da drüben fordern! — Wenn ich mich der Vorlage selbst zuwende, so muß ich zuvörderst gestehen, daß ich den Mut des Magistrates bewundere, uns eine so dürftig vorbereitete Vorlage zu machen. Diese Vorlage geht wieder nach der alten bekannten Melodie: Thu Geld in deinen Beutel. Wofür, das wird nur von ferne angedeutet. Für eine Schulbank. Ja, wer hat denn die Schulbank zerbrochen? Die Kinder des armen Mannes nicht. Ich muß verlangen, daß eine wirkliche Untersuchung angestellt wird. Wenn es sich um Städtetage, Bankette, Orden und Auszeichnungen handelt, fragt kein Mensch nach uns; wenn aber bezahlt werden muß, was der Uebermut gewisser Söhne ruiniert hat, sind wir gut genug. Sehen Sie sich vor, meine Herren! Wir haben auch nichts davon vernommen, daß der Rektor vom Magistrat in Strafe genommen worden sei,

weil er Bierfässer in die Schulstube gestellt hat. Warum hat der Herr Superintendent nicht seine Inspektion ausgeübt? Es wäre doch interessant, hierüber die Meinung der königlichen Regierung zu hören. Angesichts aller dieser Thatfachen beantrage ich, die Vorlage des Magistrats abzulehnen. (Stürmisches Bravo links, Murren rechts.)

Nun fiel der Herr Stadtverordnete Klitzsch (der Vorkämpfer der Bürgerpartei) über den Vorredner her, der nichts weiter könne, als gehässige Insinuationen aussprechen. Jene freiheitlichen Herren seien, wie sich eben wieder gezeigt habe, die ersten, wenn es sich um Denunzieren handele.

Hieraus entwickelte sich eine lange persönliche Debatte, in der, wie jede der beiden Parteien behauptete, die Gegenpartei vernichtet wurde. Endlich erinnerte der Herr Vorsitzende daran, daß die Bewilligung einer Schulbank auf der Tagesordnung stehe, was von keiner Seite geleugnet werden konnte.

Darauf nahm Herr Stadtverordneter Doktor Merseburger das Wort, um doch auch von hygieinischer Seite auf die Wichtigkeit der vorliegenden Frage aufmerksam zu machen. Die richtige Konstruktion der Schulbank sei, sagte er, für die Schule von allergrößter Bedeutung. Schlecht gebaute Schulbänke hätten Rückgratsverkrümmung, Unterleibsübel, Blutmangel, Hysterie und Schwindsucht im Gefolge. Ja selbst für die geistige Ausbildung sei sie von Wichtigkeit, da das Gehirn beim Denken Stoff absorbire, der ihm durch den Blutumlauf wieder zugeführt werden müsse. Bei gebückter Haltung könnten die Lungen nicht genügend funktionieren, und die Folge sei ein mangelhaft ernährtes Gehirn. Darum schlage er zur Anschaffung das System Zimmermann vor.

Aber diese an sich gutgemeinte Rede war für das Resultat verhängnisvoll. Die Gemeinnützigen erklärten ihre volle Zustimmung zu den Ausführungen des Herrn Doktor Merseburger, machten dem Magistrat bittere Vorwürfe, daß er darauf ausgehe, die Verdummung des Volkes zu betreiben, um sich willige Steuerzahler zu erziehen, und beantragten die Zurückweisung der Vorlage an den Magistrat.

Aber meine Herren, wurde von anderer Seite eingewendet, wir alle haben doch auf der alten Schulbank gesessen, ohne am Leibe oder Verstande gelitten zu haben! — es half nichts, die Hygiene war entfesselt und herrschte unbeschränkt. Als es zur Abstimmung kam, kippten, von der Hygiene eingeschüchtert, drei Mitglieder der Bürgerpartei um, und der Antrag der Gemeinnützigen auf Zurückweisung der Vorlage ging durch.

Am nächsten Tage brachten die beiden Zeitungen höchst widersprechende Berichte. Nach dem einen war es „leider der alles negirenden Rörgelei einiger Fanatiker abermals gelungen, das Bürgerwohl empfindlich zu schädigen,“ nach der andern hatte man Gelegenheit gehabt, die „verkommene Charakterlosigkeit gewisser altersschwacher Nickemänner zu bewundern.“ Die Bürger der Stadt waren miteinander sehr unzufrieden, nur darin stimmten alle Ansichten überein, daß die städtische Verwaltung eine unglaublich schwierige Sache sei, welche todesmutiges Einsetzen der ganzen Manneskraft erfordere.

Am nächsten Sonntage predigte der Herr Superintendent über die Kinder Gottes und die Kinder der Welt und machte dabei gewisse, nur ihm allein verständliche Andeutungen über das Wort der Lüge wider das Wort der Wahrheit und über das unschuldige Leiden der Gerechten. Es sollte eigentlich deutlicher herauskommen, aber als er, wie er es bei wichtigen Dingen gewöhnt war, das Konzept seiner lieben Frau vorlas, ließ diese ihr Strickzeug in den Schoß sinken und sagte: Bedenke, lieber Mann, daß die gute Stube tapeziert werden muß.

Liebes Kind, erwiederte er, das bedenke ich wohl; aber ich bin in öffentlicher Sitzung angegriffen worden und habe doch die Pflicht, Zeugnis abzulegen. — Sie sagte aber: Ach was! Mit deinen Zeugnissen! Damit tapezierst du dir keine Stube.

Was wollte er machen? Er seufzte über seine liebe Frau und legte Zeugnis in Rätselform ab.

Vierter Zeitraum. Wenn eine zurückverwiesene Vorlage wieder zu Hause ankommt, so ist sie höchst ermattet. Man muß ihr längere Zeit Ruhe gewähren, ehe daran zu denken ist, sie zu neuer Thätigkeit zu beleben. So lag auch unsere Schulbankfrage zunächst vier Wochen lang fest. Dies ist nicht viel, wenn man bedenkt, daß während dieser Zeit das System Zimmermann studirt werden mußte. Leider war dieses System nirgends aufzufinden; Herr Doktor Merseburger bezog sich auf die Empfehlung einer medizinischen Fachzeitschrift, konnte aber weder die Zeitschrift noch die Nummer angeben. Inzwischen ward durch eingehendes Studium einer Anzahl eingegangener Offerten soviel festgestellt, daß 1. bei der normalen Schulbank die Hinterkante des Tisches und die Vorderkante der Bank in einer Senkrechten übereinander liegen, daß also niemand in der Bank stehen kann, der dicker ist als ein Bogen Papier, und 2. daß die Schulterblätter, das Kreuz und die Füße durch Bretter, Latten und Wülste unterstüzt werden, was voraussetzt, daß alle Schüler dieselbe Größe haben. Um das Stehen in der Bank zu ermöglichen, wird entweder die Bank oder der Tisch klapperig, d. h. zum Zurückklappen eingerichtet; um die Wülste und Stützen anzubringen, nimmt man das Mittelmaß der Schüler an, d. h. ein Maß, das für die Großen zu klein und für die Kleinen zu groß ist.

Der Magistrat zog alle Offerten in gründliche Erwägung, konnte sich jedoch einem der vorhandenen Systeme unmöglich anschließen; es wäre ja auch ein testimonium paupertatis gewesen, wenn Hinneburg nicht eine eigne Konstruktion aufgestellt hätte. Man acceptirte also im ganzen und großen das System Schäfer und Maier, nur daß die Sache der Billigkeit halber doch anders gemacht wurde.

Nach Verlauf von wiederum vier Wochen gelangten die Akten samt einer Zeichnung in Lebensgröße wieder an den Herrn Stadtverordnetenvorsteher Vila, welcher den Gegenstand sogleich auf die Tagesordnung der nächsten Sitzung stellte. Wieder gab es eine eingehende Plenardebatte, wieder „plakten die Geister aufeinander,“ aber wieder kam es zu keinem entscheidenden Resultat; der Gegenstand wurde an die vereinigte Schul- und Etatskommission verwiesen. Die Kommission machte sich auch sogleich mit Eifer an die Aufgabe, die absolute Wahrheit zu finden, was von selbst in sich schloß, daß sie die Arbeit ganz von vorn anfang.

Fünfter Zeitraum. In der Zeit, wo die Schulbankvorlage in dieser Kommission bearbeitet wurde, bereiste der Herr Schulrat die Landschulen der Nachbarschaft. Dabei hörte er von der „Bierbank“ in Hinneburg, erschien schleunigst in der Rektorklasse und ließ brevi manu Fässer und Bretter hinauswerfen. Hierauf erfolgte durch Koubert des Superintendenten eine an den Magistrat gerichtete energische Verfügung, sogleich für Aufstellung einer Schulbank Sorge zu tragen.

Der Herr Superintendent war von dieser Verfügung höchst unangenehm berührt und die Frau Superintendentin fühlte sogleich heraus, daß der schreckliche Schmalz auch hinter diesem Ungemach stecke. Lieber Mann, sagte sie, du gehst selbst zu dem Herrn Bürgermeister und redest mit ihm, aber vergiß nur nicht, daß die gute Stube tapeziert werden muß.

Der Herr Superintendent ging denn auch zum Herrn Bürgermeister, drückte ihm beide Hände und sprach sein herzlichstes Bedauern aus über die Wendung, welche

die Sache, er wisse nicht durch welchen Einfluß, genommen habe. Er bedaure umso mehr die neue Belastung des Etats, da ja auch für die gute Stube in der Superintendentur etwas geschehen müsse.

Indes, es half alles nichts: eine Bank mußte geschafft werden, der Stadtverordnetenkommission durfte aber auch nicht vorgegriffen werden, und so schlug man eine Notbank zusammen, die sich von der ursprünglich beabsichtigten dadurch unterschied, daß man anderthalbzöllige statt zweizölliger Bretter nahm.

Sechster Zeitraum. Die vereinigte Schul- und Etatskommission arbeitete mit voller Hingebung und Gründlichkeit. Auch an sie war ein ganzer Haufe von Bankofferten eingelaufen, aber auch sie hielt es für unwürdig, ein fremdes System zu adoptiren. Nur war es schwierig, bei den sich innerhalb der Kommission bekämpfenden Strömungen sich über ein andres zu einigen. Denn einerseits bestand Herr Doktor Merseburger auf der Reinheit des Prinzips von Vorder- und Hinterkante, andererseits mußte auf den Herrn Stadtverordneten Mißschke Rücksicht genommen werden, dessen Schwager in seinem Schulblatte auch Schulbänke beschrieben und empfohlen hatte. Um ganz sicher zu gehen, wählte man eine Subkommission aus drei Mitgliedern, welche aus den Herren Doktor Merseburger, Schreyer und Mißschke bestand. Diese Subkommission hielt für nötig, die in besagtem Schulblatte empfohlenen Schulbänke des Warneckischen Instituts in Leipzig einer Okularinspektion zu unterziehen. Nach drei Wochen fand sich denn auch ein Tag, an welchem keiner der drei Herren behindert war. Man besah die Bänke und nahm dabei eine höchst günstige Meinung von dem Warneckischen Institut mit nach Hause. Aber auch die Warneckische Bank war nicht annehmbar, weil sie der Schulhygiene doch nicht „voll und ganz“ gerecht wurde, weil sie ferner zu teuer war und endlich auch — garnicht paßte.

Endlich einigte man sich im Prinzip dahin, daß die Sitzbank unbeweglich, dagegen die Tischplatte beweglich sein sollte. Es war dies das gerade Gegenteil von dem, was der Magistrat vorgeschlagen hatte, welcher den Sitz beweglich und die Platte fest haben wollte. Nach weiteren monatelang dauernden mühevollen Beratungen stand jedoch die definitive Form fest, sie wurde in der nächsten Plenarsitzung vorgelegt, und das Plenum nahm die Vorschläge der Kommission wie üblich vertrauensvoll an.

Aber, aber! Jetzt widersprach der Magistrat. Er hatte eine Bank mit beweglichem Sitze empfohlen, die genehmigte Bank mit beweglicher Tischplatte entsprach durchaus nicht seinen Anschauungen.

Noch hätte alles gut werden können; ein Kompromiß war ja nicht ausgeschlossen, indem man entweder Sitz und Platte beweglich oder beide unbeweglich machte. Zwei Anträge, welche diese Auswege empfahlen, waren bereits vorbereitet — da stellte der Stadtverordnete Schreyer die Prinzipfrage! In den herbsten Redewendungen gab er dem Magistrat zu verstehen, die Mitglieder des Magistrats seien nichts weiter als Exekutivbeamte der Stadtverordneten. Letztere bewilligten die Gelder, ersterer gebe sie aus. Der Magistrat also habe sich einfach zu fügen. Hierauf wurde ebenso scharf erwiedert: Die Stadtverordneten hätten Gelder zu bewilligen, das heißt ja oder nein zu sagen, nicht aber die Stadt zu regieren. Die Uebergriffe der Herren seien nachgerade unerträglich geworden. Antwort: Wer Geld bewilligt, muß auch prüfen dürfen, wofür es ausgegeben wird. Für bewegliche Sitzbänke bewilligen wir keinen Groschen. Replik: Aber die Herstellung beweglicher Tischplatten erklärt der Magistrat nicht verantworten zu können.

Und dabei blieb es, die Schulbankfrage war rettungslos festgefahren. Die Gemeinnützigen, die erst gegen die neue Schulbank überhaupt eingenommen waren, aber hernach sich für die Kommissionsvorlage begeistert hatten, durften abermals einen großen Erfolg verzeichnen. „Zhr“ Schreyer hatte sich als einen Freund des Volkes und wahrhaft großen Mann bewiesen, und bewegliche Sitzbänke mußten geradezu als unsittlich verurteilt werden.

Siebenter Zeitraum. In diesem Zeitraume geschah eigentlich garnichts, außer daß die Frau Superintendent zu ihrem lieben Manne sagte: Bedenke, lieber Mann, daß unsre gute Stube tapeziert werden muß. Die Damen im städtischen Kasino sind alle der Meinung, daß der Magistrat etwas thun müsse. Und das siehst du selbst, so geht es nicht weiter.

Mein Kind, erwiederte er, beruhige dich. Der Bürgermeister ist mein lieber Freund —

Aber sie wollte nichts hören. Geh mir mit deinem lieben Bürgermeister, der uns nun schon dreizehn Jahre in dieser Stube sitzen läßt. Setz nimmst du einen Bogen Papier und kommst in aller Form darum ein. Wir wollen doch sehen, ob die Herren endlich einmal ein Einssehen gewinnen!

Der Herr Superintendent seufzte über seine liebe Frau, nahm einen Bogen Papier und schrieb — anknüpfend an Psalm 118, 27: „Schmücket das Fest mit Maian bis an die Hörner des Altars“ — eine Eingabe, in der er zahlenmäßig nachwies, daß seine Vorderstube bereits seit drei Jahren der Neutapezierung dringend bedürftig sei.

Aber bald mußte sich der Herr Superintendent überzeugen, daß er gut gethan hätte, auf seine liebe Frau nicht zu hören. Auf dem Rathause war schlechtes Wetter. Man hatte dem allbeliebten Prediger doch übelgenommen, daß er es mit allen, selbst mit Schreyer halten wollte, außerdem wehte ein ungünstiger Wind von der Loge her, wo der Rektor alle Abende grollte, und so geschah das Unerhörte, daß das Gesuch nicht durchging. Die Majorität war nämlich der Meinung, daß der verlangte Betrag mit Rücksicht auf die schwebende Schulbankfrage nicht aus dem Reparaturfonds genommen werden dürfe, daß vielmehr das Gesuch „zwecks“ einer Nachbewilligung an die Stadtverordneten zu gehen habe, was einer Ablehnung so ziemlich gleichkam.

Die Frau Superintendent war außer sich.

Achter Zeitraum. Hätte man die Notbank auf ordentliche Stollen gestellt und mit Zapfen eingelassen, so wäre es keine Notbank gewesen, und die wirkliche Bank wäre überflüssig geworden. Man hatte sie aber nur zusammengeagelt, und so war es kein Wunder, daß sie bald wieder defekt war. Ob Bürgermeister „Zweiter“ hierbei in hervorragender Weise beteiligt gewesen war, ließ sich beweiskräftig nicht feststellen; jedenfalls legten die sich mehrenden Winkelmaße in den Hosens der Herren Söhne der Väter der Stadt einem wohlwollenden Magistrat die zwingende Notwendigkeit nahe, die festgefahrte Schulbankvorlage wieder flott zu machen. Da aber der Herr Bürgermeister durchaus nicht nachgeben wollte, so wurde folgender Feldzugsplan ausgearbeitet.

Der Magistrat machte eine neue, nur wenig veränderte Vorlage, für dessen Genehmigung sich die Majorität der Stadtverordneten im voraus verpflichtete. Man verlangte von den Mitgliedern der Kommission unter Vorhaltung der höchsten Gefahr des Vaterlandes, ihr eigenes Projekt fallen zu lassen und sich für die Magistratsvorlage zu entscheiden. Dies gelang, zwar unter großen Schwierigkeiten, aber es gelang. Der Sieg war an die Fahne des Magistrats gefesselt.

Die Gemeinnützigen schäumten und drohten mit der nächsten Stadtverordnetenwahl; auch sollte kein Mitglied der gegenwärtigen Majorität je wieder zu einer städtischen Lieferung zugelassen werden.

Kurz vor Beginn der entscheidenden Sitzung traf die Nachricht ein, daß der alte gute Wieprecht in vergangener Nacht sanft und selig entschlafen sei. Noch war nichts verloren. Das Stimmenverhältnis war jetzt 12:11, schlimmstenfalls gab der Vorsitzende den Ausschlag. Aber siehe da — bei der Abstimmung ging der Stadtverordnete Müller, welcher bisher die städtischen Kohlenlieferungen gehabt hatte und nun dem Landfrieden bezüglich der bevorstehenden Wahlen nicht traute, zur Gegenpartei über, und die Magistratsvorlage war abermals abgeworfen.

Jetzt folgte der Antrag des Herrn Superintendenten, die Tapezierung seiner guten Stube betreffend. Noch freudig bewegt von dem abermaligen glänzenden Erfolge, zugleich aber auch unter der taktischen Erwägung, daß die Partei auch einmal etwas bewilligen müsse, um nicht in den Verdacht der absoluten Negation zu kommen, erhob sich der Herr Stadtverordnete Schreyer und beantragte, die Position zu genehmigen. Damit war sie genehmigt. Nur stellte die darauf folgende eingehende Diskussion fest, daß das Hinterzimmer in der Superintendentur der Tapezierung noch viel bedürftiger sei als das Vorderzimmer. Man bewilligte also unter Erhöhung des Betrages um fünf Mark die erbetene Summe, mit der ausdrücklichen Bedingung, daß sie auch wirklich zu dem ausgesprochenen Zwecke: Tapezierung des Hinterzimmers, verwendet werden müsse.

Am andern Tage gab es „bei Superintendentens“ einige unerfreuliche Momente; wenigstens erklärte die Frau Superintendent den Vorschlag ihres lieben Mannes, die gute Stube in das Hinterzimmer zu verlegen, für ganz unpraktisch, unbegreiflich und unausführbar.

Neunter Zeitraum. Nach der Städteordnung mußte nunmehr eine aus Mitgliedern des Magistrats und der Stadtverordneten gemischte Kommission zusammentreten, um die Schulbankfrage aus der Welt zu schaffen. Dies geschah, und den patriotischen Bemühungen der Mitglieder dieser Kommission gelang es nach drei anstrengenden Sitzungen, zu der Vorlage einer Kompromißbank zu gelangen, welche in der nächsten Sitzung der Stadtverordneten ohne Debatte genehmigt wurde. Endlich, endlich!

Allen Menschen es recht zu machen, ist freilich unmöglich. In der Loge gab es eine ziemlich bewegte Versammlung, in welcher der Rektor jedem, der es hören wollte, erklärte: diese Kompromißbank sei ein Ungetüm, welches sämtliche Fehler von einem halben Duzend verschiedener Systeme habe und auf welchem weder ein Mensch noch sonst eine Kreatur sitzen könne. Das war auch richtig. Ich habe die Zeichnung für die Bank gesehen, sie war in der That schlimm.

Es wurde nun ein Vizitationstermin mit achtwöchentlicher Frist festgesetzt und in den Lokalbülletten sowie im „Schulboten“ bekannt gemacht. Bei Eröffnung der Angebote zeigte sich, daß die Firma Walter Fischer und Komp. in Gera das niedrigste Gebot abgegeben hatte. Dieser Firma wurde unter den üblichen Kautelen und Garantien die Ausführung übertragen. Die Firma wollte nichts verdienen, sondern sich nur die Anwartschaft auf die Lieferungen zum Schulneubau erwerben. Aber dieses Ungetüm von Bank konnte sie doch nicht ausführen; sie hätte sich ja dabei gründlich blamiert. Darum erlaubten sich Walter Fischer u. Komp. einige Abweichungen von dem Programm und stellten etwas halbweg Brauchbares her.

Es war eines schönen Sonnabendmorgens, als die Bank anlangte; sie wurde — ein schönes Zeugnis für die Promptheit der städtischen Verwaltung —

sofort in die Rektorklasse geschafft, wo sich auf besondere Einladung außer dem Herrn Bürgermeister auch der Herr Superintendent, sowie einige Stadträte und Stadtverordnete einfanden. Der Herr Superintendent konnte die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, eine Ansprache zu halten, in der er — anknüpfend an Nehemia 4, 12: „Ein jeglicher, der da bauet, halte sein Schwert an seine Lenden gegürtet und baue also“ — auf den unter mancherlei Kampf zu stande gekommenen segensreichen Bau der Schulbank hinwies und mit der ihm selbst wenigstens verständlichen Andeutung schloß: Mögen denn die Mauern Jerusalems wachsen und ihren Thoren der Schmuck in dem Herrn nicht fehlen. Er dachte nämlich an die bewußte Tapete.

Ueber dies Resultat gab es in der Bürgerschaft große Unzufriedenheit. Die Herren Tischlermeister, welche entweder keine oder zu hohe Forderungen gestellt hatten, beklagten sich, daß man städtische Arbeiten an auswärtige Unternehmer vergebe. Wofür bezahle man denn Steuern, wenn man sie von der Stadt nicht zurückverdienen könne. Dies war für die Gemeinnützigen der Moment, wieder in Aktion zu treten.

Am selbigen Sonnabend fand im Schützenhause eine von den Gemeinnützigen einberufene Volksversammlung statt, in welcher sich der Stadtverordnete Schreyer über besagte Bank interpelliren ließ. Und zwar wurde erstens gefragt: Warum ist unter Uebergehung der städtischen Tischlermeister die Bank auswärts bestellt worden? und zweitens: Warum ist die Bank der Schuldeputation der Stadtverordneten nicht zur Vorprüfung übergeben worden? Der Interpellirte wußte darauf keine andre Antwort als die: es sei dies Schuld der städtischen Verwaltung, welche die Bevölkerung als Steuerzahler und Stimmvieh ausnutze, jedoch die Interessen derselben aufs rücksichtsloseste preisgebe. Hiermit waren sämtliche anwesende Tischlermeister höchlichst einverstanden. Was den zweiten Punkt anlange, so müsse der Redner zwar zugeben, daß eine Verpflichtung des Magistrats nicht vorliege, indessen sei es immerhin charakteristisch, wie sich derselbe der Kontrolle der Bürgerschaft entziehe, wo er nur könne. Meine Herren — so schloß er —, die Stadtverordnetenwahlen sind vor der Thür. Treten Sie einmütig an die Urne und geben Sie ihre Stimme nicht jenen, welche ihren persönlichen Herrschergelüsten fröhnen, sondern wahrhaft gemeinnützigen Männern! Aus der Versammlung wurde der Einwand erhoben, die Bank sei doch da, was man denn noch wolle? worauf die sieghafte Antwort erteilt wurde, man habe es überhaupt nicht mit Thatsachen, sondern mit dem Prinzip zu thun.

Zehnter und vorläufig letzter Zeitraum. In der nächsten Stadtverordnetenwahl ging die gesamte zweite Klasse an die Gemeinnützigen verloren; damit hatten dieselben die unbestrittene Majorität gewonnen. Die Bürgerpartei, welche großer Säumigkeit angeklagt werden mußte, machte ein höchst verdutztes Gesicht, konnte aber mit aller Beknirschung nichts an der Sache ändern.

Inzwischen liefen Klagen ein, auf der neuen Bank sei nicht zu sitzen. Der Rektor ließ alle Stunden wechseln, aber bald half auch das nicht mehr. Der Magistrat machte den Stadtverordneten und diese dem Magistrat Vorwürfe. Zuletzt fand Herr Schreyer heraus, daß Walter Fischer und Komp. sich eigenmächtige Abänderungen erlaubt hätten. Man stelle sich den Brustton der Entrüstung vor, mit dem dieser Fund vorgetragen wurde! Die Gemeinnützigen hatten über dem Wohle der Stadt gewacht, ihnen war es zu danken, daß die Versäumnisse derer, welche eigentlich berufen waren, Hüter der Stadt zu sein, nicht die Stadt völlig zu Grunde richteten.

Die Bank ward, weil kontraktwidrig ausgefallen, der Firma zur Disposition gestellt. Walter Fischer und Komp. antworteten: da die Bank in Gebrauch genommen sei, so könnten sie sich auf nichts einlassen. Kürzlich ist beschlossen worden, die Firma zu verklagen. Was aus dem Prozesse werden wird, ist unabsehbar. Inzwischen ist die Notbank wieder zusammengezimmert und zum Gaudium der Rektorklasse wieder in Gebrauch genommen worden.

Soweit ist die Sache bis jetzt gediehen. Daß eine Geschichte von einer „ewigen“ Schulbank kein Ende haben werde oder haben könne, wird der einsichtige Leser von vornherein angenommen haben. Jedoch möge es gestattet sein, eine vorläufige Kostenberechnung aufzustellen.

Titel 1. Geldkosten:

Eine Notbank	24 M. 50 Pf.
Reparatur derselben	5 " — "
An Fischer und Komp. gezahlt	35 " — "
Für Gas, Heizung, Botenlöhne und Kopialien	17 " 20 "
	<hr/>
	81 " 70 "

Titel 2. Zeitaufwand:

Für 5 Magistratsitzungen, 4 Plenar- und 11 Kommissionsitzungen = 294 Arbeitsstunden (die Arbeitsstunde im Durchschnitt mit 1 Mark berechnet) 294 Mark.

Summa 375 Mark 70 Pf.

Es ist unbegreiflich, wie angesichts dieser Zahlen ein Beamter, den ich aus Schonung nicht nennen will, sagen konnte: Die ganze Geschichte wäre mit dreißig Mark und einem Bogen Papier zu bestreiten gewesen. Ganz schön. Aber wo bliebe dann die städtische Selbstverwaltung?

F. A.
ad naturam delineavit
m. Jan. 1885.

